

Es macht Freude, seine Erlebnisse mit andern Reisefans zu teilen. Die Rubrik «E-Mails aus aller Welt» bietet eine Plattform, um gemischte, kurze Episoden von spannenden Reiseabenteuern, persönlichen Höhepunkten und unvergesslichen Erlebnissen von unterwegs zu publizieren. Bitte sendet eure kurzen Reiseberichte mit Fotos an redaktion@globetrotter.ch.

Götter und Soldaten schützen Lhasa

Von: Philipp Haas [phihaas@gmail.com]

Gesendet: Do 21.06.2012 10:16

An: Globetrotter-Magazin [redaktion@globetrotter.ch]

Betreff: Tibet

Der Wind beutelt die tibetischen Gebetsfahnen, welche am Flughafengebäude von Lhasa hängen. Ebenso rüttelt er an den Flugzeugen, die zur Landung ansetzen. Ich besteige am Rande des Flughafenareals einen Kleinbus. Gelb leuchten die Lärchenwälder, die schön mit der braunen Erde kontrastieren. Entlang des Kyi-Chu-Flusses fahren wir ins Zentrum von Lhasa. Eine Tibeterin in traditioneller Tracht empfängt mich im Hotel. Farbige Stickereien zieren ihre Schürze. Sie ergreift meine Reisetasche und steigt flink die Treppen hoch. Ich keuche ihr hinterher. Schon die geringste Anstrengung lässt meinen Puls in die Höhe schnellen – aus Mangel an Sauerstoff. Lhasa liegt 3650 Meter über dem Meeresspiegel.

Niedrig und düster ist mein Hotelzimmer in der obersten Etage. Durch ein kleines Fenster überblicke ich die Stadt. Tibetische Ornamente zieren die Dächer. Im Hintergrund erhebt sich der Potala-Palast. Auch nach der Flucht des 14. Dalai Lama nach Indien im Jahre 1959 blieb der Potala das wichtigste Symbol für Tibet und für den tibetischen Glauben. Tenzin Gyatso, wie der Dalai Lama mit bürgerlichem Namen heisst, sieht das allerdings etwas anders. In einem Interview meinte er einmal: «Der Potala ist bloss ein Gebäude!» Ein geschulter Geist wisse, dass alles nur eine Illusion sei.

Heute besuchen täglich Tausende von Touristen den Potala. Für die meisten ist der Palast tatsächlich nur ein Gebäude, ein Stopp auf dem Parcours der Sehenswürdigkeiten. Hingegen glauben andere, durch die spirituelle Aura des Tempels, eine Annäherung an den tibetischen Buddhismus zu erreichen. Verkommt die Religion zum Konsumgut? Die chinesische Regierung hat die Besuchszeit im Potala-Tempel auf eine Stunde beschränkt. Verweilt ein Gast länger, droht ihm eine Geldstrafe.

Mein Blick bleibt noch eine Weile am Palast hängen. Dann schliesse ich den Vorhang und schlepe mich ins Bad, wo ich mich übergebe. Ich leide an der Höhenkrankheit, welche sich in Kopfschmerzen und Übelkeit manifestiert. Nach einem kurzen Mittagsschlaf trete ich mit flauem Magen hinaus auf die Gasse. Der Nachmittag ist kalt. Die Häuser der Altstadt liegen eng beisammen. Sie schützen so die Bewohner gegen Wind und Wetter. Nur ausserhalb der Altstadt sind die Strassen breiter. Dort bauen die Chinesen. Ihr Baustil, pompös und mächtig, kontrastiert mit dem alten Lhasa. Die Altstadt



wirkt im Vergleich zum neuen Stadtteil wie eine gepanzerte Schildkröte. In ihrem Innern aber brodelt es. Unzählige Pilger teilen sich das Pflaster mit feilschenden Händlern, gebratenen Hähnchen und frittierten Teigtaschen. Dazwischen zwängen sich Mopeds hupend durch die Menschenmenge.

Die Pilger murmeln Gebete und steuern den Jokhang-Tempel an. Ich mische mich unter sie und lasse mich zur heiligsten Stätte des Landes leiten. Dort habe ich mich mit meinem tibetischen Reiseleiter verabredet. Der Menschenstrom mündet in einen grossen Platz vor dem Heiligtum. Hunderte von Pilgern werfen sich vor ihm auf den Boden. Wochen, teils Monate, waren die Gläubigen unterwegs, um den Tempel zu ehren. Meist zu Fuss, teilweise sogar auf allen Vieren kriechend, erreichten sie die Stadt. Dazu banden sie sich zum eigenen Schutz Holzplatten an die Hände und Knie. Sie legen sich ausgestreckt auf den Boden, stehen auf und werfen sich, eine Körperlänge weiter, wieder zu Boden. Je anstrengender die Wallfahrt, desto mehr Tugend erwerben die Tibeter gemäss ihrem Glauben. Dies soll sie der Erleuchtung näher bringen. Ich beobachte die Menge. Touristen klammern sich an ihre Kameras, Pilger drehen in ihren Händen Gebetsmühlen. Indem die Gläubigen diese handlichen Mühlen drehen, wirbeln sie gemäss ihrem Glauben Gebete in den Wind und zu den Göttern.

Mir fällt eine Tibeterin auf. Sie telefoniert mit ihrem Handy und trägt einen Mundschutz. Plötzlich tippt mir jemand auf die Schulter. Erschrocken fahre ich herum. Tashi, mein Reiseleiter, grinst mir ins Gesicht und meint: «Junge



Frauen schützen ihr Gesicht vor der Sonne. Helle Gesichtsfarbe ist modisch.» Unzählige Pilger ziehen an der Frau vorbei. Sie alle haben dunkle, sonnen-gegerbte Gesichter.

Tashi führt mich zum Haupteingang des Tempels. Geschnitzte Wachgottheiten säumen die Tore. Sie sollen die buddhistischen Wahrheiten beschützen. Vor den Toren und auf den Dächern rund um den Tempel beobachten chinesische Soldaten die Pilger. Mit geladenen Waffen schützen sie den Staat vor Unruhen. Als ich die Szene fotografieren will, wehrt Tashi ab: «Wenn du deinen Apparat behalten willst, lass es bleiben. Die Chinesen lieben es nicht, wenn ihre Militärpräsenz publik wird.»

Wir begeben uns in den Innenhof. Dort sitzen junge Mönche am Boden, vor ihnen stehen ihre Gebetsbrüder. Sie duellieren sich mit Worten. Der Stehende befragt den Sitzenden über heilige Texte. Nach der Frage klatscht der Stehende in die Hände. Der Mönch am Boden soll schneller antworten. Hinter den Mönchen, welche sichtlich Spass an den Lernübungen haben, erstrecken sich Kapellen über zwei Stockwerke. Gottheiten und Buddha-Bildnisse zieren die Wände. In einer dieser Kapellen sitzen andere Mönche und musizieren auf Tambouren und Zithern. Weichrauch steigt in die Luft.

Tashi beobachtet die Mönche. Er erzählt mir, wie er selber vom Mönch zum Reiseleiter wurde. Er hatte den Buddhismus in einem Kloster in Indien studiert. Dann begann er, Kinder von Tibet über die Grenze nach Indien zu schmuggeln, um ihnen eine Ausbildung zu ermöglichen. Das chinesische Militär erwischte ihn dabei und steckte ihn ins Gefängnis. Er sei gezwungen gewesen, aus dem Kloster auszutreten. Heute ist Tashi verheiratet und hat eine kleine Tochter.

Wir begeben uns auf das Dach des Tempels. Die Altstadt liegt zu unseren Füssen. Gemäss einer Legende lag hier früher ein See. Generationen versuchten, den See trockenzulegen, um diesen Tempel zu bauen. Erst eine chinesische Prinzessin erkannte, dass der See auf dem Bauch einer Dämonin lag, welche verhindern wollte, dass sich der Buddhismus in Tibet ausbreitete. Die Prinzessin nahm ihren Ring, so die Sage, und warf ihn in den See. In einer himmlischen Eingebung erkannte sie danach, dass nur Ziegen den See austrocknen können. Ziegen sind Symbole für buddhistische Schutzgottheiten. Die Ziegen transportierten die Erde in den See und schufen das Fundament für den Tempel. Der Name der Hauptstadt entstand aus dieser Legende. Aus Ziegen, tibetisch Ra, und Erde, tibetisch Sa, wurde Rasa. Später wandelte sich der Name in Lhasa. Geologische Forschungen zeigten zudem, dass es im Tal von Lhasa früher tatsächlich einen See gegeben hat.

Die Sonne verschwindet hinter der Bergkette. Der Pilgerstrom verebbt allmählich. Wir verlassen den Tempel und setzen uns in ein tibetisches Restaurant. Einheimische trifft man da nicht. An langen Tischen sitzen vorwiegend Touristen und verspeisen lokale Spezialitäten. Ich schlürfe eine Nudelsuppe, Tashi geniesst ein Yak-Steak. Er liebt das Fleisch der tibetischen Hochlandrinder.

Als wir auf den Hauptplatz zurückkehren, ruht der Jokhangtempel verlassen in der Dunkelheit. Davor bündelt ein Verkäufer seine Ware. Jugendliche tummeln sich in einer Ecke, rauchen, plaudern. «Die jungen Tibeter wandeln

irgendwo zwischen der Spiritualität ihrer Väter und dem Kapitalismus ihrer Invasoren», meint Tashi. Sie seien aber selbst in ihrer Heimatstadt nur Arbeitskräfte zweiter Wahl. Die Chinesen dominieren den Markt. Mein Magen verkrampft sich, meine Kopfschmerzen kommen zurück. Ich verabschiede mich von Tashi und wanke durch die Gassen zu meinem Hotelzimmer. Als ich dort angekommen, die Vorhänge ziehe, fällt mein Blick wiederum auf den Potala-Palast. Er strahlt hell beleuchtet über der Stadt.

Die vergessene Oblast Russlands

Von: Julian Perrenoud [jdp@gmx.ch]

Gesendet: Di 07.08.2012 21:56

An: Globetrotter-Magazin [redaktion@globetrotter.ch]

Betreff: Russland

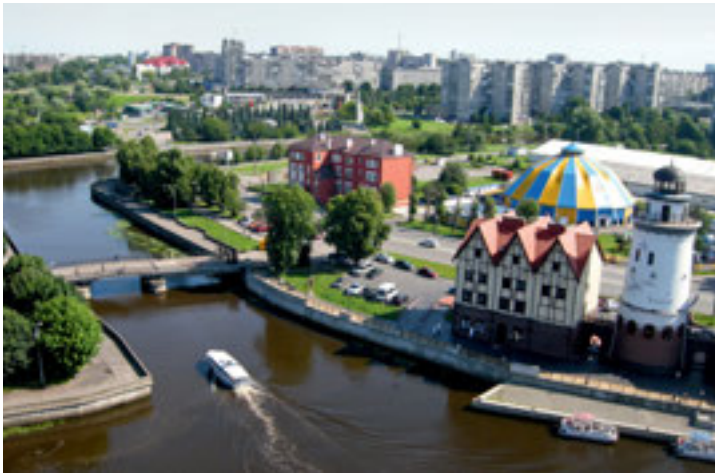
✉ Wer Europäische Union hört, denkt an Euro-Krise oder schrankenloses Reisen. Inmitten dieser Union aber befindet sich das russische Kaliningrad, abgeschottet und oft links liegengelassen. Eine welke Blüte aus einer anderen Zeit.

Gelangweilt blättert die rundliche Frau mit ausdruckslosem Gesicht durch meinen Pass. Beäugt das Foto, wendet die Seite zum Visumkleber, vergleicht ihn mit einem älteren, um kurz darauf wieder auf das Passfoto zu starren. Ein kurzer Blickkontakt, wortlos drückt sie einen rechteckigen Stempel aufs Papier. Geschafft. Wir sind drin! Drei Kollegen und ich, die vom polnischen Danzig der Ostsee entlang in die baltischen Staaten reisen wollen. Doch um dorthin zu gelangen, müssen wir so weit aus Europa raus, wie es inmitten der EU nur möglich ist: nach Kaliningrad. Wer kennt ihn schon, diesen zirka 15000 Quadratkilometer grossen Flecken, halb so gross wie Belgien, eingeklemmt zwischen Polen im Süden, Litauen im Norden und Osten, dem Meer im Westen?

In der kleinsten und westlichsten Oblast Russlands wohnen 942000 Menschen, die Hälfte davon im gleichnamigen Verwaltungsort Kaliningrad. Als die Ostpreussen in dieser Gegend lebten, war das damalige Königsberg ein grosser Name. Aus den Ruinen der fast völlig zerstörten Stadt entstand 1946 das sowjetische Kaliningrad, das bis zur Perestroika militärisches Sperrgebiet war. Auch heute noch sind einzelne Gebiete für Reisende nicht oder nur mit Erlaubnis der russischen Geheimpolizei zugänglich – etwa die Stadt Baltijsk, Militärstützpunkt der baltischen Flotte.

Politisch und geschichtlich hat die sogenannte Exklave viel zu bieten, aber auch touristisch? Zwar verbindet Air Berlin die Oblast, die für ihr Bernsteinvorkommen bekannt ist, seit Kurzem mit Deutschland, doch wegen der erschwerten Einreisebestimmungen bleiben Touristen fern. Auch in unserem vollen Reisebus sitzen fast ausschliesslich Russen. Auf Englisch sind weder





sie noch die Zöllner vorbereitet, angeschrieben ist alles in Kyrillisch. Europa macht genau hier an der Grenze halt. Wollen Kaliningrader ausreisen, brauchen sie für jedes nahegelegene Land ein Visum – und Moskau ist fern.

Die Stimmung im Bus ist ruhig, einige schlafen, andere schauen in die Landschaft, die nach anderthalbstündigem Zoll-Prozedere wieder vorbeizieht: Einzelne Baumreihen, weite, verlassene Wiesen und Felder. Selten sind Menschen zu sehen, kaum kreuzende Autos. Nur unser Sitznachbar scheint nicht in Trübsal verfallen. Seit einer Weile füllt er Scotch in weisse Plastikbecher für sich und seine Frau. Er grinste, als wir an der Grenze kein Wort verstanden. Und er grinst jetzt wieder, als sich unsere Blicke kreuzen. Er streckt mir seinen vollen Becher entgegen. Ich nehme einen kräftigen Schluck und reiche den Becher zurück. Er weist ihn ab, füllt lediglich nach und zeigt auf meine Kollegen.

«I'm Fedor. Fedor Kisilev.» Etwa zum dritten Mal stellt sich der kräftige Russe mit Bauch, kurzem Haarschnitt und Schnauz vor, schwenkt dabei die offene Whisky-Flasche gefährlich nah über unseren Hosen. Und obwohl Fedor kaum Englisch spricht und auf Deutsch nur sagen kann «können Sie bitte Zigarette», erfahren wir einiges von ihm: Er ist 50 Jahre alt, ehemaliger Offizier eines Atom-U-Boots, lebt seit jeher in Kaliningrad, liebt seine Frau und seine Stadt. «Kaliningrad is best.» Immer mehr Mitreisende blicken sich zu uns um, können ein Lächeln nicht verkneifen.

Wir erreichen erste Ausläufer Kaliningrads. Fedor versucht, uns etwas zu sagen, doch scheitert er am Englisch und am Alkohol. Eine junge Russin kommt zu Hilfe. Er wolle uns zu sich heim einladen, oder besser irgendwo in der Stadt zum Abendessen. Ratlos gucken wir uns an. Wir kennen ihn doch kaum, und er ist betrunken. «My son..., my son, English, you meet!» Er fingert nach einem klobigen Handy in seiner Westentasche, drückt ein paar Tasten, telefoniert. Wir verstehen Bahnhof. Kurze Absprache mit meinen Kollegen: Okay, wir sind schliesslich nur einmal hier. Im Stadtzentrum steigen wir aus. Fedor lacht übers ganze Gesicht, seine Frau ruft zwei Taxis. Erst sollen wir unser Gepäck im Hostel abliefern. Die Fahrzeuge rumpeln durch tiefe Schlaglöcher. Die Moderne lässt hier weiter auf sich warten. Trotz Baubemühungen und Versprechen der Regierung. Die grauen, dem Zerfall nahen Wohnblöcke des Kommunismus sind allgegenwärtig. Die Busse sind rostig, die Schienen der Strassenbahn derart verbogen, dass diese nur im Schritttempo durch die Gassen schleicht.

Das Hostel hätten wir ohne des Taxifahrers Hilfe nie gefunden. Auf der Fahrt erklärte uns dieser, dass Fedor in Kaliningrad ein «very important man» sei. An der akademischen Schule hat er scheinbar gewirkt. Fedor drängt zur Eile. Bei der Fussgängerbrücke, die über den Fluss Pregolja führt, wartet bereits sein Sohn Gregory, ein junger Mann mit feinem Bart und peinlich berührtem Blick. Wir überlegen uns erneut, die Einladung abzulehnen. Wie muss es sich für Gregory anfühlen? Sein Vater erscheint völlig betrunken mit vier wildfremden Touristen und will, dass sein Sohn den Abend mit ihnen verbringt. Doch bei Fedor gibt es keine Widerrede.

Vor dem Abendessen besuchen wir den Dom, gotischer Backsteinbau und Wahrzeichen der Stadt. Nach dem Bombenangriff von 1944 stand er mehr als 40 Jahre als Ruine da, ehe er von der Stadtverwaltung und dank finanzieller Hilfe Deutschlands renoviert wurde.

Unser Unterfangen, nach dem Essen die Pizza zu bezahlen, schlägt fehl. Fedor winkt ab und streckt der Kellnerin die nötigen Rubel entgegen. Gemeinsam schreiten wir der Uferpromenade entlang, die in ein sonderbares Abend-

rot getaucht ist. Nun blüht langsam auch Gregory auf. Er erzählt uns, dass er in Kaliningrad studiere, fragt nach unseren Plänen und lacht über das Verhalten seines Vaters, der uns vorsichtigen Schrittes folgt. Für Fedor ist es nun Zeit zu gehen, morgen muss er früh raus, zur Arbeit. Herzlich umarmt er uns. «I am happy», sagt er, blickt stolz zu seinem Sohn und steigt in ein Taxi.

Mittlerweile sind auch Gregorys Freundin und eine Kollegin zu uns gestossen. Die Nacht wird zum Tag, denn die jungen Kaliningrader führen uns in eine Bar, wo wir auf noch mehr trink- und kontaktfreudige Russen stossen. Zwei Matrosen etwa, die morgen auslaufen müssen und sich an unseren Tisch gesellen. Es gibt lokales Ostmark-Bier, Wodka und Wasserpfeife. Ein Putin-Trinkspiel lockert die Zungen, wir diskutieren über Reise- und Musikvorlieben, Chancen in Ausbildung und Beruf, die Politik, das abgeschottete Leben hier. Keiner der Jungen schätzt die gegenwärtige Lage – aber was können sie schon gross daran ändern?

Kurz nach vier Uhr verabschieden wir uns fröhlich von Gregory und allen anderen, steigen durch die verschlossene Hostel-Tür, in deren Rahmen das Glas fehlt, und fallen in unsere harten Betten.

Am Morgen giesst es wie aus Kübeln. Die Strassen sind überschwemmt, Abflüsse fehlen. Der Reisebus fährt durch tiefe Wasserlachen. Wir verlassen den russischen Verwaltungsbezirk heute bereits wieder und sind auf unserem Weg nach Nida in Litauen. Das Stadtgebiet liegt schnell hinter uns. Auf der Hauptstrasse passieren wir Selenogradsk, einen Badeort, um von dort auf die Kurische Nehrung einzubiegen, eine 100 Kilometer lange Landzunge aus Dünen – halb russisch, halb litauisch. Während Litauen von dieser einmaligen Gegend touristisch profitiert, sind viele Gebiete in der Oblast unerschlossen oder Sperrgebiet. Der Bus fährt auf der einzigen schmalen Strasse, links und rechts dichte Kiefern- und Fichtenwälder. Bald wird hinter hohem Stacheldraht Europa auftauchen, das wir eigentlich nie wirklich verlassen haben.

Die Grenze ist der Grund, weshalb sich dieses abgeschottete russische Gebiet wirtschaftlich nur schwer entfalten kann, weshalb das soziale Gefälle so viel grösser ist als im angrenzenden Polen oder Litauen. Kaliningrad buhlt um einen Stadionstandort, wenn Russland 2018 die Fussball-Weltmeisterschaften austrägt. Ob sie dem Bezirk den so dringenden Aufschwung und die Aufmerksamkeit der restlichen Welt oder zumindest Europas bringen wird?

Vier Tage im Denali-Nationalpark

Von: Karin Jakob [karin.jakob@globetrotter.ch]

Gesendet: Sa 30.06.2012 12:36

An: Globetrotter-Magazin [redaktion@globetrotter.ch]

Betreff: Alaska



Wir sind auf dem Weg in den Denali-Nationalpark – der Abschluss unserer vierwöchigen Alaskareise. Irgendwie sehe ich dem scheinbar grossen Kommerz dort nicht sehr freudig entgegen. Natürlich haben wir schon viel von diesem grossartigen Naturschutzgebiet gehört – aber ist nicht fast ganz Alaska eine natürliche Schatztruhe?

Die vielen Hotels und Geschäfte am «George Parks Highway» rund um die Kreuzung Richtung Nationalpark sowie auch die vielen gut besetzten Parkplätze lassen nicht auf eine wilde unberührte Natur schliessen. Egal, jetzt sind wir da und die drei Nächte im Teklanika-River-Camp haben wir bereits via Internet im Voraus organisiert, da wir um diese Jahreszeit nicht spontan mit freien Plätzen hätten rechnen dürfen.

Die Rückbestätigung der Reservation im Visitor Center klappt gut und die Rangerin deckt uns auch gleich noch mit ein paar wichtigen Verhaltensregeln ein. Der Park darf nicht mit dem eigenen Auto befahren werden – Zutritt gibt es nur mit den öffentlichen Bussen. Nur wer – wie wir – eine Reservation für das Teklanika-River-Camp hat, darf die ersten 29 Meilen im Park noch mit dem eigenen Fahrzeug zurücklegen. Wir vermuten, dass es sich bei dieser Strecke um eine gut ausgebaute Staatsstrasse handelt. Die Wildnis erwarten wir erst nach dieser imaginären Grenze.



Weit gefehlt! Wir haben noch nicht einmal den Meilenstein Null passiert, versperrt uns einer der Nationalpark-Busse den Weg. Schauen wir auf die unzähligen Feldstecher und Kameras, die an den Busfenstern kleben, entdecken wir den Grund für den Stopp: Ein wunderschöner mächtiger Elchbulle steht unweit der Strasse und frisst genüsslich Blätter von einem Ast. Unsere Entdeckerlust erwacht wieder!

Beim Eingang des Nationalparks – ab hier ist die Strasse nicht mehr geteert – kontrolliert ein Ranger unsere Fahrbewilligung. Die zeigen wir ihm gerne. Aber halt, wer trottet denn da vorne über die Strasse? Ein Hund? Nein, Hunde gibt es hier doch keine, oder? Es ist ein Luchs! Wie in einem Rausch nehmen wir die nächsten Meilen unter die Räder, können es nun kaum erwarten, hinter die nächste Kurve zu spähen – und tatsächlich treffen wir noch auf ein Karibu, bevor wir das Camp erreichen.

Wunderbarerweise können wir uns direkt am Flussufer einen Platz einrichten. Wir setzen uns hin und studieren die Parkkarte und die Busfahrpläne. Direkt beim Campeingang gibt es eine Haltestelle. Wir warten nicht lange, bis eine junge Fahrerin ihr Fahrzeug stoppt und wir einsteigen dürfen. Der Bus kriecht über einen ersten Pass, und ein wunderschönes Bergpanorama breitet sich vor uns aus. Aber bevor wir das richtig geniessen können, entdeckt ein Mitfahrer oben am Hang einen kleinen braunen Flecken – ein Grizzly. Noch besser kann der Tag gar nicht werden! Dass wir mit dem Feldstecher sogar noch einen Wolf entdecken, bringt uns nahe ans Ausflippen...

Polychrom – vielfarbig – heisst der nächste Pass auf der Route. Vielfarbig ist die Landschaft hier oben wahrhaftig. In scheinbar allen Naturtönen leuchten im warmen Sonnenlicht die Berge, Hügel und Ebenen rund um die Passhöhe. Hier gefällt es uns so gut, dass wir zu Fuss weiter wollen. Die Fahrerin versichert uns, dass wir später – nach Lust und Laune – in einen anderen Bus einsteigen und zurück zum Camp fahren können. Wandern ist praktisch im ganzen Nationalpark ohne spezielle Bewilligung erlaubt. Zugegeben, wir sind dann schon erleichtert, dabei keine weiteren Bären oder Wölfe zu entdecken.

Am späten Nachmittag stehen wir wieder an der Strasse und stoppen den nächsten Bus. Lange dauert die Fahrt damit jedoch nicht – kaum losgefahren, stehen wir im Stau. Auslöser dafür ist ein Karibu, das mit geschwellter Brust wie ein Macho mitten auf der Strasse steht und scheinbar keine Lust hat, diese zu verlassen. Tiere haben Vorrang im Nationalpark – keiner der Busfahrer kommt auf die Idee, das Karibu von der Strasse zu drängen. Schön. In Eile ist hier sowieso niemand.

Am nächsten Morgen stehen wir bereits wieder früh an der Strasse, um den ersten Bus Richtung Wonderlake zu stoppen. Das Wetter ist gut, aber der Denali (Mount McKinley), mit 6194 Meter der höchste Berg Nordamerikas, versteckt sich erfolgreich hinter einer dicken Wolkenschicht. Schade. «Dafür werden wir sicher einen Bären sehen», stimmen wir vier überein – «das Glück ist uns bestimmt auch heute wieder hold.» Tatsächlich dauert es nicht lange, bis einer der Mitfahrer einen kleinen braunen Punkt erspäht. Die Busfahrerin stoppt, auch wenn das Tier weit entfernt ist. Feldstecher werden gezückt. Sieht doch tatsächlich so aus, als würde der Braunpelz direkt in unsere Richtung trotten. Auch die Kameras kommen langsam, aber sicher zum Einsatz – jetzt könnte man auf einer Foto schon mehr als nur einen braunen Flecken

Authentische Reiseerlebnisse weltweit...



Mit seinen Adventure Touren begleitet Intrepid Travel Sie zu den schönsten Orten der Welt und bietet Ihnen mit einem abwechslungsreichen Reiseverlauf einzigartige und vielfältige Erlebnisse.

Was bedeutet Reisen mit Intrepid Travel?

- Kleine internationale Gruppen
- Authentische Erlebnisse
- Interaktion mit Einheimischen
- Freizeit für individuelle Erlebnisse
- Verantwortungsbewusstes Reisen

Intrepid Touren 2013 – Kataloge und Buchung in jeder Globetrotter Filiale!



intrepidtravel.com



erkennen. Immer weiter öffnen sich unsere Münder und im Bus wird es still und stiller – der Mutz will scheinbar genau hier in dieser Kurve die Strasse überqueren, um in höhere Lagen zu ziehen. Fehlt nur noch, dass er uns zu zwinkert, als er keine zehn Meter von uns entfernt die Böschung hinaufkragt...

Wir schweben auf einer Glückswolke – geniessen den ganzen Tag, sehen aus grösserer Distanz noch zahlreiche Bären und andere Tiere und steigen am späten Nachmittag früh aus dem Bus, um zu Fuss ins Camp zurückzukehren. Denn auch landschaftlich weiss uns der Nationalpark zu überzeugen. Am Abend ziehen wir Bilanz: So viel haben wir schon gesehen und erlebt im Park – eigentlich können wir uns gar nichts mehr wünschen. Ausser natürlich einen Wolf aus nächster Nähe – und auch ein Dallsheep, ein Grosshornschaf aus kürzerer Distanz. Auch wäre uns der Anblick des wolkenfreien Denalis sehr gefällig. Mal sehen, welche Überraschungen uns der Park am letzten Tag noch bereithält.

Ausgerüstet mit guten Wandertipps vom Parkranger besteigen wir am Morgen wieder einen frühen Bus und steuern das Eielson-Visitorcenter an. Der Chauffeur ist in Eile – er hat ein paar Chinesen an Bord, die den früheren Bus verpasst haben und jetzt hoffen, diesen bei seinem Eielson-Zwischenhalt einzuholen. Unser Fahrzeug fährt nur bis zu diesem Visitorcenter, der frühere fährt ab dort noch weiter bis zum Wonderlake. Schade, so durch die schöne Landschaft zu hetzen. Der Fahrer reagiert auch kaum auf unsere Ausrufe, wenn wir in weiter Distanz Bären entdecken – Stopps scheinen jetzt nicht drinzuliegen. Als aber tatsächlich ein Dallsheep hinter einem Felsen – nur ein paar Meter von der Strasse entfernt – hervorguckt, wird der gute Mann weich. Eilige Chinesen hin oder her – auch er freut sich an zufriedenen Gästen und lässt uns das Tier lange genug bewundern.

Nach dem Besuch im Visitorcenter machen wir uns wieder zu Fuss auf die Socken. Auch wenn der Denali sich weiterhin hinter einer dicken Wolkenschicht versteckt, geben wir die Hoffnung noch nicht ganz auf, ihn beim Wandern doch noch zu sehen. Der Bergfrühling hat Einzug gehalten – wunderschön sind all die blühenden Blumen, die leuchtende Farbakzente setzen. Und witzig, wie nahe uns beim Fotografieren der Pflanzen die arktischen Erdhörnchen kommen – fast als wollten sie sagen: «Wir sind auch fotogen, vergesst uns nicht!»

Am späten Nachmittag, wir sind bereits auf dem Abstieg zurück Richtung Eielson, reisst die dichte Wolkenschicht vor dem Denali langsam auf – wir können tatsächlich einen Teil des Schneeriesen sehen. Je tiefer wir absteigen, je besser die Aussicht, und zurück beim Visitorcenter zeigt sich der Berg in voller Grösse. Wow – unsere Wünsche scheinen weiterhin reihenweise in Erfüllung zu gehen.

Und – wen erstaunt es noch? – kaum haben wir uns im nächsten Bus für die Rückfahrt eingerichtet, erblicken wir zuerst zwei Elche und unweit davon eine Bärenmama mit zwei Jungtieren. Und wäre es des Guten noch nicht genug, natürlich auch noch den von uns gewünschten Wolf. Der Busfahrer – ein bärtiger Kerl wie aus dem Bilderbuch – freut sich zusammen mit uns. Er stoppt das Fahrzeug, zückt seine Kamera, fährt ein Stück weiter, weil er ahnt, dass das Tier einem Flusslauf folgt, und freut sich darüber mindestens so sehr wie wir. Weiter vorne ist nämlich eine Brücke, die über den Fluss führt. Es ist eine struppige Wölfin. Sie rennt am Bus vorbei und macht das Denali-Erlebnis ganz einfach perfekt.

Engel ohne Mitgefühl

Von: Walter Hermann [walter.hermann1@chello.at]

Gesendet: Fr 01.06.2012 12:11

An: Globetrotter-Magazin [redaktion@globetrotter.ch]

Betreff: Bangkok

✉ Endspiel. Finale. Finitum. Wie immer man es nennen möchte, meine lange Reise ist fast vorbei, neigt sich dem Ende zu. Wieder einmal. Aber vier Monate sind genug. Ich habe viel gesehen, viel erlebt.

Den Abschluss bilden wieder einmal ein paar Tage in der Stadt der Engel, dort, wo sie auch begonnen hat. Eigentlich lautet der Name Bangkoks übersetzt «Dorf im Pflaumenhain», wird aber abgekürzt und dann als «Krung Thep» – Stadt der Engel – übersetzt. Engel jedoch habe ich hier noch keine getroffen, sieht man von willigen Damen in schummrigen Spelunken ab, die so mancher einsame Reisende als engelhaft empfinden mag. Wer jedoch ein wenig hinter die höflich lächelnden Gesichter zu schauen vermag, erblickt nur, was in jedem Menschengesicht zu sehen ist: Hoffnung, Schmerz, Befürchtungen und den Wunsch nach einem guten Leben.

Eine alte Frau sitzt traurig am Strassenrand. Sie bettelt und schenkt mir einen dankbaren Blick, als ich im Vorbeigehen eine kleine Münze in ihre Schale werfe. Betteln ist in Asien ein Beruf wie viel andere. Nicht angesehen, aber trotzdem eine Gelegenheit, etwas zu verdienen. Später sehe ich dieselbe Frau an anderer Stelle auf dem Gehsteig liegen. Offenbar hat sie die gesammelten Münzen in trinkbares Glück umgesetzt, jedenfalls ist sie nicht mehr in der Lage, aufrecht zu sitzen. In hingebungsvoller Geste hingestreckt, liegt sie mit geschlossenen Augen und mildem Lächeln auf dem harten Asphalt, als wäre sie zu Hause im bequemen Bett. Ein Ärgernis für die Fussgänger, die, um ihr auszuweichen, auf die viel befahrene Strasse ausweichen müssen. Ein kurzer Blick zu Boden, wo dieser Körper liegt, ein verwirrtes,



angewidertes Zucken im geschäftigen Gesicht und schon ist man weiter, beim Geschäftstermin, bei Freunden, Familie. Aus den Augen, aus dem Sinn. Auch der Mönch, Mitgefühl ganz offiziell auf seinen religiösen Fahnen führend, geht vorbei, scheint sie gar nicht einmal wahrzunehmen. Ich frage mich, was hätten Buddha oder Jesus in so einem Fall getan? Hätten sie eine Münze gespendet? Die Rettung gerufen? Oder einfach nur hingeschaut mit einem offenen Herzen? Was ist zu tun? Hilflosigkeit ist kein gutes Gefühl.

Bangkok wuselt vor Geschäftigkeit und dem Streben nach dem guten Leben. So viele Shoppingcenter voller käuflicher Freude und endlos strömende Menschenmengen. Ich frage mich, wer all diese Waren kauft. Aber offenbar finden alle Angebote ihre Abnehmer, sonst wäre ja die Pleite das Ende aller Geschäftstätigkeit – und dem ist offenbar nicht so. Im Gegenteil. Aus allen Ländern der Welt kommen sie hierher, die willigen Kunden, finden sich ein im Einkaufszentrum, das jedes Touristenherz glücklich macht. Indische Pärchen in ihren Flitterwochen, verschleierte Frauen meist im Gefolge eines weiss gewandeten Mannes, sonnenverbrannte europäische Touristinnen im luftigen Trägerkleidchen, tiefe Bräune oder schmerzhaft aussehende Röte in aller Unschuld zur Schau stellend, coole Jungmänner mit ihrem «Mir-ge-



hört-die-Welt-Gehabe», ergraute, schwerbeladene Gentlemen im Schlepp-tau streng blickender Matronen und kichernde Japanerinnen. Auch in diesen modernen Distrikten tummeln sich Thais aller Altersklassen, denen internationale Markenware zu teuer ist und deshalb hier einkaufen oder die einfach nur Touristen schauen wollen.

Angesichts der in der Stadt herrschenden Temperaturen sind die Shopping-center eine angenehme Abwechslung. Man kann nach Herzenslust Leute beobachten oder einfach nur der lauten Exotik der Strasse entfliehen und das Ambiente geniessen. Eigen ist dieser Stadt aber nach wie vor die Allgegenwart der Religion. Vor vielen dieser Kommerzpaläste wurden Chedis, religiöse Monumente, gebaut. Davor knien sich immer wieder Menschen nieder, ein unaufhörlicher Strom von Kommenden und Gehenden, mit brennendem Räucherwerk in den zum Gebet gefalteten Händen, in Anrufung versunken. Es scheint bei vielen Thais üblich zu sein, auf den hektischen Wegen des Tages zumindest einmal kurz innezuhalten und ein paar Momente in stiller Kontemplation, in offensichtlicher Hingabe an das grosse Geheimnis zu verbringen.

In der Khaosan Road hingegen ist die Hölle los. Grösser könnte der Kontrast kaum sein. Eine Ganzjahreskirmes der speziellen Art. Würde es diese Strasse nicht geben, man müsste sie erfinden. Hier trifft sich alles, hier ist alles zu erwerben, hier ist alles zu erfahren. Auch ich mische mich unters Volk. Man muss diese Strasse einfach erlebt haben – sie ist eine touristische Institution in Asien, steht als Synonym für wilde Freiheit, für den Beginn eines hippiehaften Ausnahmezustandes, für den Anfang einer monatelangen Full-Moon-Party.

Die Thais sind geschäftstüchtig und passen sich ständig den wechselnden Geschmäckern der Durchreisenden an, denn zu nichts anderem dient dieses Areal im nahen Umkreis der Khaosan. Die Reisenden kommen und gehen, die Thais bleiben und sorgen dafür, dass alle Wünsche erfüllt werden. Ein Bereich zwischen hier und da, Ankunftsort nach dem Interkontinentalflug, Ausgangspunkt für die Weiterreise. Niemand kommt hierher, um in der Khaosan Urlaub zu machen. Man kommt an, orientiert sich und reist dahin, wohin die Träume ziehen. Auf dem Rückweg nach Hause hat man noch einmal Gelegenheit, sich die Taschen zu füllen und einzukaufen, was dann zu Hause unbeachtet Staub ansetzen darf.

Die Polizei, deren Job die Aufrechterhaltung der Ordnung ist, fährt zu bestimmten Zeiten auf kleinen Motorrädern langsam durch die Strasse, die Händler rücken ihre Buden ein wenig an den Strassenrand, nur um eine Minute darauf den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen. Alle wissen, dass genau das passiert, aber jeder hat seine Schuldigkeit getan. Man arrangiert sich.

Alle leben sie von den fröhlichen Scharen auf ihrem Zug durch die Welt von Idylle und Konsum. Und so wird es wohl auch noch ein Weilchen bleiben. Auch ich reihe mich ein in den Strom der durchreisenden Gesichter und nehme jetzt wieder Abschied von dieser Glitzerwelt, besteige den metallenen Vogel, der mich zurückbringt in meine Gewöhnlichkeit. Ein wenig Wehmut, ein wenig Freude und der Gedanke, dass dies alles ja nur ein paar Flugstunden entfernt darauf wartet, jederzeit erneut meine Sinne zu erfüllen und für ein paar Tage meine Welt zu sein.

© Globetrotter Club, Bern

REUSE
REDUCE
RECYCLE
REWATERPROOF



Photography by Truc Allen Media

Das perfekte Duo für die effiziente und umweltschonende Pflege deiner Outdoorbekleidung.

Nikwax TX.Direct Wash-in

- Hoch wirksame Imprägnierung
- Erhält die Atmungsaktivität
- Verlängert die Lebensdauer und erhöht die Performance deiner Outdoorbekleidung

Nikwax Tech Wash

- Ideales Waschmittel zur Imprägnierungsvorbereitung
- Reinigt gründlich, bewahrt die Imprägnierwirkung



Die preisgekrönten & sicheren Reinigungs- & Imprägniermittel von Nikwax® werden zu 100% auf Wasserbasis hergestellt und sind nicht entflammbar. Als einziger Pflegemittelhersteller verwenden wir seit jeher weder Treibgase noch Fluorkarbene. www.nikwax.com

